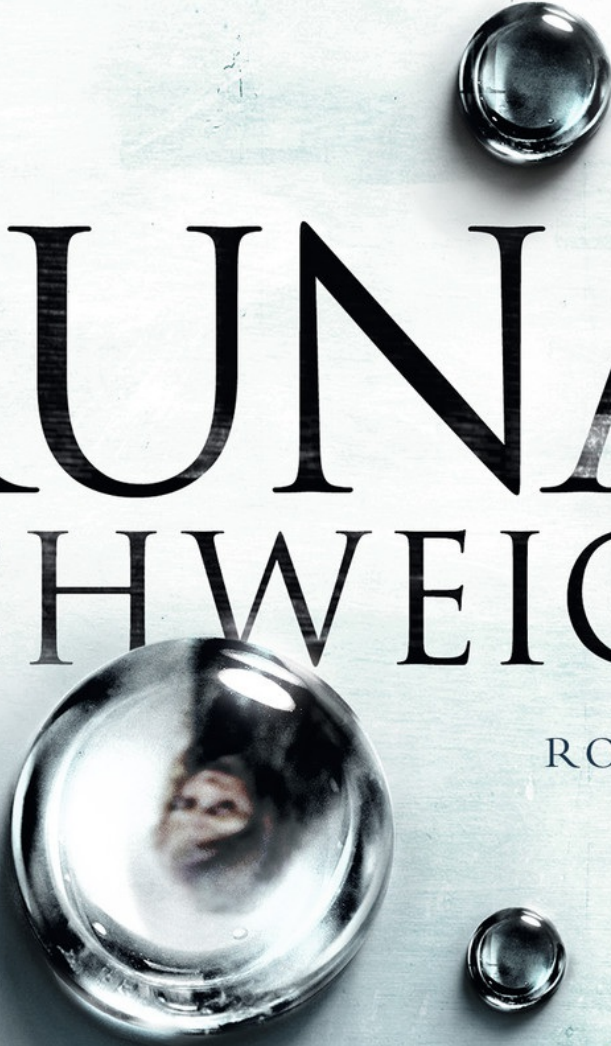


VERA BUCK



RUNNAS SCHWEIGEN

ROMAN

»Ein hoch
spannender Mix
aus historischem
Roman, Thriller und
Gruselgeschichte.«

BRIGITTE

blanvalet

vielleicht war es auch umgekehrt, in der Dunkelheit verschränkten sich ihre Finger und drückten ineinander, während die Zugräder nur wenige Zentimeter über ihren Gesichtern Funken sprühten. Jori spürte Paulines Schulter an seiner, er spürte, wie sie zitterte, und dachte daran, dass sie bestimmt die Augen zusammenkniff. Doch in Wahrheit starrte sie genauso fasziniert wie er auf die Lichtstreifen, die wie Blitze aufleuchteten, wo ein Zugwaggon aufhörte und der nächste begann. Dann wieder Funken. Das Zittern in Paulines Schulter nahm zu, jetzt erst merkte Jori, dass sie lachte. Sie lachte mit weit geöffnetem Mund zu den Schienen hinauf, und es war ein befreiendes, irgendwie verzücktes Lachen, das im Lärm des Zuges unterging, ein Lachen aus vollem Hals, das noch anhielt, als der letzte Waggon über sie hinwegedonnert war. Jori blickte Pauline an, die Sonne schien jetzt wieder in ihr Gesicht, und er konnte gar nicht anders, als in ihr Lachen einzustimmen. Sie gackerten ihre Erleichterung aus den angespannten Hälsen hinaus, während das Rattern und Tuten des Zuges sich in der Ferne verloren. Und noch immer hielten sie sich an den Händen.

»Sie wird bald sechzehn«, sagte Paul später leise zu Jori, als sie über die Wiese zurückschlenderten und Jori und Pauline sich immer wieder verschämte Blicke zuwarfen und grinsten. Er sagte es verstimmt und so, als mache das irgendeinen Unterschied für Jori. In der Schule hatten sie gerade den Dreisatz und Bruchrechnen gelernt, und Jori war gut darin: Er wusste, wenn er erst einmal achtzehn wäre, würde Pauline zweiundzwanzig sein, und wenn er zwanzig wäre, würde sie vierundzwanzig sein. Damit wäre sie dann nur noch zwei Zehntel älter als er. Zwei Zehntel, was war das schon. Das waren zwei von zehn Kuchenstücken oder eine von fünf Murmeln, an die würde Jori sich bestimmt nicht klammern. Wozu brauchte man schon Murmeln.

Das letzte Stück den Hang hinunter bis zur Stadt rannten sie über das Gras.



Man roch die Frau, bevor man sie sah. Ihr Urin tropfte gelb von der Matratze, auf die sie für die Vorführung gelegt worden war, und der Geruch nach krankem Kot empfing die zwölf Männer wie eine höhnische Umarmung.

Das war wieder typisch für Anabelle Bouchon. Jedes Mal, wenn sie von den Pflegerinnen aus dem Bett geholt und für die Besucher zurechtgemacht wurde, ließ sich kein Tropfen Flüssigkeit aus ihrem hageren Körper pressen – und selbst mit Klistierspritzen war sie nicht zum Koten zu bewegen. Doch sobald man sie

aus dem Schlaflsaal isolierte und die Männer sich auf dem Rundgang dem Vorführbett näherten, zahlte sie ihnen ihr Interesse regelrecht heim.

Die nobleren Besucher der Runde hielten sich dezent ein mit Chlor getränktes Taschentuch vor die Nase. Andere setzten eine betont gleichgültige Miene auf und sahen über den Gestank hinweg, als seien sie derlei Gerüche längst gewohnt, abgehärtete und erfahrene Ärzte, denen so schnell nichts etwas anhaben konnte. Doch auch ihre Augen flackerten bei jedem Schrei, der aus den überfüllten Räumen drang, unruhig hin und her. Die Salpêtrière mochte die berühmteste Klinik in ganz Frankreich sein. Sie mochte die modernste sein. Doch nichts konnte über die Tatsache hinwegtäuschen, dass inmitten all dieser Modernität rund 4000 Kranke, Alte und Verrückte lagen, die jammerten, weil sie starben, oder heulten, weil sie noch lebten.

Jori sah zu Paul hinüber. Die widerwillige Faszination, die vom Anblick der angebundenen Körper ausging, hatte auch ihn ergriffen. Charcot hatte die Anstalt einmal als lebendes pathologisches Museum bezeichnet, und die Beschreibung hätte nicht treffender sein können. Alles, was man sonst nur aus dem Lehrbuch und von Zeichnungen kannte, war hier vereint, sorgsam auf die insgesamt 80 Gebäude verteilt und nach Krankheitsbild und Chancen der Genesung geordnet. Unter Charcot hatte sich die Salpêtrière von einem Hospiz zu einem gigantischen Forschungszentrum entwickelt, in dem es einen ständigen Nachschub an Kranken gab. Es ging nicht mehr allein darum, die Irren zu verwahren und den Alten beim Sterben zuzusehen. Es ging um Wissenschaft. Darum hätte die Klinik sich gar keinen Besseren ins Haus holen können als Doktor Jean-Martin Charcot.

Am Kopfende des Bettes hob Georges Guinon gerade die Mappe mit dem Krankenbericht: »Und bei dieser Patientin handelt es sich um eine 43-jährige Spastikerin. Sie wurde vor sechs Jahren bei uns eingeliefert und litt zu diesem Zeitpunkt bereits seit zwei Jahren an schlagartig auftretenden Verkrampfungen der Gliedmaßen, die vor allem die linke Körperhälfte betrafen. Das Gesicht war hiervon ausgenommen.« Er hielt inne und suchte in der Kartei nach einer Information, die er vergessen haben könnte. Guinon war seit etwas mehr als einem Jahr der Assistent von Jean-Martin Charcot und als solcher für die Sekretärsarbeiten zuständig. Er musste Anamnesen protokollieren, Bericht erstatten und bei den Vorführungen assistieren. Aber Jori war sich ziemlich sicher, dass der 35-Jährige inzwischen auch alle möglichen anderen Arbeiten für den Nervenarzt übernahm. Und er tat es mit einer Lust und Unterwürfigkeit, die

Jori anekelte. Wo immer Charcot auftauchte, konnte der staubleckende Guinon nicht weit sein. Er folgte ihm über das Gelände der Salpêtrière wie ein Schoßhündchen, immer einen Schritt hinter seinem Herrn, liebdienernte und schnappte nach jedem, der Charcot zu nahe kam. Aber er war ein Angstbeißer, das sah man, sobald man Guinon ohne sein Herrchen begegnete. So wie heute. Charcot war zu einem Vortrag außerhalb der Stadt eingeladen und hatte seinen Assistenten deshalb allein auf den Besucherrundgang durch die Anstalt geschickt, der jeden Dienstagnachmittag vor der großen Leçon du Mardi stattfand. Und obwohl Guinon mit den Patientinnen vertraut war und Charcot bei dessen wöchentlichen Erläuterungen so sehr an den Lippen hing, dass er dessen Worte auswendig herunterbeten konnte, stand der Assistent nun mit hängenden Schultern da und nuschetete die Krankengeschichte in seinen Bart, als wolle er sie und sich darin verstecken.

»Es ist wichtig, dass unsere Patientinnen gute und regelmäßige Monatsblutungen haben. Bei dieser Kranken hier aber blieb die Regel häufig aus, dann kam sie wieder heftig. Beides führt bekannterweise zur Entwicklung hysterischer Störungen. Wir haben dem mit warmen Sitzbädern Abhilfe geschaffen, fünf pro Woche, à dreieinhalb Stunden. Zur Unterstützung behandelten wir sie außerdem mit der Ovarienpresse, einem Gerät zur Druckausübung auf den Unterleib, deshalb auch Eierstockkompressor genannt. Das Befinden besserte sich zunächst, dann begannen die Spastiken auf der rechten Körperhälfte und befielen im März '79 auch das Gesicht. Die Krämpfe können spontan auftreten, besonders bei Annäherung oder durch Körperberührung, weswegen wir von einer hysterisch bedingten Spastik ausgehen. Dafür spricht auch der instabile Nervenzustand der Patientin.«

Es war kaum auszuhalten. Von Charcot geleitet glichen die Führungen durch die Gebäude dem faszinierenden Besuch eines Gruselkabinetts auf dem Jahrmarkt. Der berühmte Nervenarzt fand stets die richtige Mischung aus körperlichen Anomalien, offenen Rücken, hysterischen Schönheiten, Essensverweigerinnen und schwindsüchtigen Greisinnen, um das Interesse des Publikums zu fesseln und die Spannung bis zum Schluss aufrechtzuerhalten – nicht zuletzt deshalb, weil er zu jeder Patientin eine amüsante Anekdote zu erzählen hatte. Und gerade um Pauls willen ärgerte es Jori, dass sie ausgerechnet heute mit Guinon abgespeist wurden, der die Krankenakten herunterlas wie ein Kochrezept und sich auf die nackten Diagnosen beschränkte.

»Die Spastiken lassen sich am leichtesten im Gesicht auslösen. Ich werde dies

nun anhand einer Demonstration vorführen.«

Der Rundgang durch ein Leichenschauhaus hätte nicht ermüdender sein können. Und dabei war Anabelle, trotz all ihrer Unarten, einer der anschaulichsten Fälle in der Salpêtrière. Unter Hypnose konnte sie mit ihrem Körper alle vier Phasen des hysterischen Bogens vorführen und streckte den Zuschauern eine krampfende Zunge entgegen, wenn man ihr mit einem Stab gegen den Kehlkopf drückte. Aber für eine solche Darbietung war natürlich eine entsprechende Einführung notwendig. Man musste die Zuschauer neugierig machen, ihre Sensationslust wecken. So wie Guinon es anstellte, würden die Männer sich noch nicht einmal die Mühe machen, die Hälse zu recken, um dem Schauspiel folgen zu können.

Der Assistent zog einen Holzstift aus der Tasche, mit dem er sich Anabelle unsicher näherte. Die Kranke riss die Augen auf, versteifte sich in ihrem Bett und drückte den Rücken durch, bis Kopf und Hals tief in das Kissen gepresst waren. Einen Moment lang sah es so aus, als ob sie schreien wollte, dann aber verkrampfte sich lediglich ihr linker Mundwinkel und zog sich in Richtung Kinn. Sie brachte den Kopf auf die rechte Seite, um Guinon und dem hölzernen Werkzeug auszuweichen. Guinons Hand zitterte. Unbeholfen versuchte er, die Stelle an Anabelles Kehlkopf zu treffen, die den Anfall auslösen sollte, aber sie drückte die rechte Gesichtshälfte nur noch stärker ins Kissen und entwand sich dem Instrument. Guinon musste fast blind stochern und rutschte mit dem Stab immer wieder ab. Jori sah die Schweißperlen auf der Stirn des Assistenten, der einen Schritt zur Seite machte, um Anabelles Hals besser zu erreichen, und nun fast auf der Patientin lag, was peinlich war, peinlich und sehr unprofessionell, denn er stellte sich dabei genau ins Blickfeld der umstehenden Besucher. Jori warf einen Blick auf Paul, der völlig zu Recht enttäuscht dreinblickte, und hatte das Bedürfnis, sich für Guinons Verhalten zu entschuldigen. Doch noch in diesem Moment stieß Anabelle endlich den gurgelnden Schrei aus, der den Anfall ankündigte. Es klang, als ertrinke sie in ihrem Bett. Wie auf Kommando drängten die Männer vor, um an Guinon vorbeizusehen und einen Blick auf das Gesicht der Patientin zu erhaschen. Man hatte sie ihrer Sicht genau in dem Moment beraubt, als der Anfall ausgelöst wurde. Das war zwar ein Ärger, erregte aber auch die Spannung, schließlich wollten sie die Krämpfe beobachten, die man ihnen versprochen hatte: den verzogenen Mund, die gespenstischen Augen, die zuckende Masse der 50 Muskeln, die sich nach neuesten wissenschaftlichen Erkenntnissen unter der Gesichtshaut verbargen. Jori sah die Gier in Pauls

Augen, legte die Hand auf die Schulter des Kameraden und brachte den Mund nahe an sein Ohr.

»Wenn dir das gefällt, mein Freund, dann warte erst mal die Leçon ab!«

Paul nickte abwesend. Er drehte sich nicht zu Jori um.



Seit 1823 hieß die Salpêtrière offiziell »Hospice de la Vieillesse-Femmes«, das Altershospiz für Frauen. Doch obwohl es tatsächlich mehr ein Hospiz als ein Krankenhaus war, da man in den meisten Fällen nicht herkam, um zu genesen, sondern um zu sterben, bildeten den Großteil der Insassen noch immer die Nervenkranken und Verrückten. Paul staunte über die Größe der Klinik, über die Parks, Gärten und Springbrunnen, die zwischen den einzelnen Gebäuden lagen. Er staunte über die Modernität des Fotostudios, in dem ebenjene Aufnahmen der Hysterikerinnen gemacht wurden, die man in allen medizinischen Fachzeitschriften fand. Und er staunte über den Raum, den Charcot extra für die Anfertigung von Gipsabdrücken eingerichtet hatte. Dort ließ er lebensgroße Figuren herstellen, Kopien der Kranken, die dann in seinem Museum ausgestellt wurden. Es glich einem kurioseem Wachsfigurenkabinett, dieses Museum, und seit Charcot es vor neun Jahren im Keller der Division Pariset eingerichtet hatte, war es sein erklärtes Ziel, es jeden Tag um eine neue anatomische Absonderlichkeit zu bereichern, um einen Gipsabguss, eine Fotografie, ein Skelett, einen deformierten Knochen oder eine Zeichnung. Es war das tote Pendant zu dem lebenden Museum, das Charcot bei seiner Ankunft an der Salpêtrière vorgefunden hatte – und doch wirkte es überhaupt nicht tot. Links neben der Eingangstür lag eine alte Syphiliskranke auf einer Matratze, nackt und abgemagert bis auf die Knochen, die unter der matt glänzenden Haut hervorstachen. Die eine Hand ruhte abgeknickt auf dem Bett, die andere auf ihrem Schambein. Und man musste schon nahe genug herantreten, um zu sehen, dass es sich nur um eine Wachsfigur handelte. Selbst der halb geöffnete Mund und die kurz geschnittenen Haare wirkten so echt, dass man meinte, es hafte noch ein Geruch nach Krankheit an ihr.

Hinter der Alten stand die Büste einer weiteren Frau, deren Gesicht durch eine halbseitige Lähmung entstellt war. Sie hielt ein Taschentuch in der rechten Hand und sah aus, als sei sie erschrocken über die Gruppe der Männer, die da in den Raum trat.